

Von A. E. Franke.

Stundenghütte hatte man das kleine Mooshaus im Garten genannt, und das war noch eingeweiht worden! Wo man hat man eine Stundenghütte, wenn man sie nicht lieben und schätzen will? Der Hausherr hatte sich zu einem Herren-Bierabend entschlossen, es sollte nur noch Bollmohnd abgemerkelt werden; die Hausfrau gab einen reizenden Kaffee, nur für Damen zwar, aber einer hohen Persönlichkeit zu Ehren — Frau Professorin Reipier hatte ja schon eine halbe Willkür erworben. Zu allem Überdram!

Und trotzdem erschien sie von allen Geliebten zuerst! Frau Jagow schickte ihr Hausfrauenberg in Dankbarkeit erzittern, als sie die hellleuchtende Blumenkette über die Freitreppe heraufziehen sah. In mädchenhafter Hast eilte sie ihr entgegen, bis in die lichte, lustige Vorhalle, über der in verschönerter Göttheit der Spruch prangte: „Komm, Gast, tritt ein! Bring' Glück herein!“ Frau Jagow grüßte diese Sprüche sehr und hatte ihr ganzes Haus mit dieser turschafflichen Poese bedeckt. In der Stundenghütte waren die Sprüche natürlich abgetrieben.

Und gerich, die Professorin Reipier brachte Glück herein! Frau Jagow betheuerte immer von neuem ihr Entzücken, folgte einem Gast bei sich zu empfangen, und als das hübsche, spröde Mädchen der Besucherin sich erst auf ihre Lippe und dann auf ihre rechte Wangen brühte, sodas beide Frauen deutlich das Puderparfüm der andern erkennen konnten, da war sie geradzu hin!

Durch das Rosenrot, aus dem es weiß und duftend herabblähte, ging es in den schattigen Teil des Gartens, wo zwischen zwei großen Fichten der dämmerige Eingang der Stundenghütte laulich und urgemantlich einfüllig winkte. Noch ein paar Schritte und der bestrahlte, weiße Kaffee, die vier großen, köpfernen Blumenkörbe mit der Rosensträußen aus rothem Moos und feurigen Gladiolen darauf, ward erkennbar. Wo aber war der blumenfreundliche, weiße Tisch, der so ganz zufällig aus dem Wald- und Lindenhaute herabtaufeln und wie ein lichter Sonnenstrahl auf den Ehrentisch justiert hätte? Wo war Linita?

Frau Jagows Stimm treibt sie durch einen Augenblick überhörte sie die Frage der Besucherin. Dann sah sie sich, wieder ein leichter Kerger blies. Die Sonne hat natürlich wieder alles mischverändert! Sie wird das Kind schenken, sodas alles abschlichtig und gemacht aussieht, wohl gar, wenn man schon beim Thee sitzt! Die Person hat kein ästhetisches Feingefühl, das kann man natürlich nicht erwarten. Auf die Dauer ist das doch nichts für Linita; diese Person, denkt Frau Jagow, und schon wieder ist ihr halb entgangen, was die Professorin eben gesagt hat. Wie peinlich! Und überhaupt, wenn jetzt die Episode mit dem Kind-Est sein könnte, wie passend und poetisch wären diese Minuten ausgefüllt, die jetzt so lang — lang sein werden, dies „leise-sich“ in der letzten Hälfte vor dem geordneten Tisch. Wie peinlich!

Über die Professorin ist so verblüffend, sie herumtrifft alles. Freilich mit der herablassenden Miene, die alles „rührend“ rührend ist, rührend naturgemäß“ findet. Sie hat die letzten zwei Jahre in Rom gelebt und sieht ein wenig unzufrieden auf diesen Geschmach. Sie träumt noch, von klassischer Kunst, wie sie sagt, während die die lange Loragente emporsteht und den mit Tanzentwürfen und Musiknoten verzierten „Kronleuchter“ der Stundenghütte in's Auge faßt.

„Gott ja! Aber wissen Sie, Liebste, in Rom — da ist alles so ganz anders! Mein Mann hat das auch immer, es ist einfach eine andere Welt. Er kann sich auch gar nicht wieder hier zurechtfinden, im Vertrauen! Reulich brauchte er sogar mal das Wort „Barbaren“, denken Sie das!“

Die Hausfrau fühlt einen kleinen Stich im Herzen; sie seufzt ein wenig bitter und seufzt an dem japanischen Tischläufer, der einen Wäfflerer zu weit nach links zieht. Was ist denn das für ein Unglück! Wie kann man denn eine Viertelstunde früher kommen, als alle andern Leute? Und „Barbaren!“ Was für ein Ausdruck!

„Aber das meinte er doch nicht so,“ sagt sie mechanisch.

Frau Reipier lächelt. „Nein, das meinte er natürlich nicht! Er wollte nur damit andeuten, das alles so anders ist, Vieelle, so ganz anders.“ Frau Jagow läßt sie auf Koffeln. Kein Mensch läßt sich blühen — sie kann flüchten, aber dann wird vielleicht die Köchin kommen; das Zimmermädchen war noch nicht fertig angezogen worden. Die dicke, häßliche Köchin!

„Wieso denn anders, anädige Frau?“ fragt sie im Ton tiefsten Interesses und zugleich mit einer Spur von Herausforderung; dazu läßt sie das Kinn auf beide Hände, wie sie es neulich auf einem Tische gesehen hat. Warum hat sie nicht ein besonderes Signal mit der Sonne verabredet? Die ist doch ganz präsentabel!

Nein, wie entsetzlich! Es fällt alles in's Wasser! Jetzt fehlt nur noch, daß ein paar Abgaben kommen! — Am Ende ist mit den Stadtkarren etwas passiert! Ihr Mann sagte neulich, die elektrischen — elektrischen Ströme hätten Einfluss — Gott, worauf hätten sie doch Einfluss? Oder war es auf das Telefon? Wenn das noch lange so fortgeht, werd' ich — wird mir völlig elend — hat sie nicht stehende Augen? Reulich kam sie mit so sehr vor, aber bei Tage — keine Spur! Jetzt Klingel's! Wo ist denn das Kind? Nein, diese Person, diese Bonne! Es kommt noch niemand! Linita ist doch sicher bei ihr? Es kommt noch niemand. Allmächtiger Gott, es kommt noch niemand! Und ich sehe hier mit dieser affektirten, hochmuthigen — sie sind wahrlich alle verdrückt! Mich so sitzen zu lassen! Gibt man sich dafür Mühe? Den ganzen Tag macht man Kränze — läuft durch die Stadt wie ein Briefträger, zerbricht sich den Kopf, etwas Neues und Originelles zu bieten, damit diese, die — nicht immer denken, nicht thun, als hätten sie allein alle Weisheit und Geist — und — Gott sei Dank! Könn' Glück auf einmal! Frau Jagow springt von ihrem Sitz auf, die Blässe des Kerger verschwindet, sie seufzt, aber nur vor Aufriedenheit; fünf ihrer liebsten Freundinnen, alle junge Frauen von Industriellen, alle hell und dünn geblüht, kuscheln durch das Grün dahin!

„Nein, aber wie reizend!“ „Entzückend!“ „Hochartig!“ „Echt wagnereich — romantisch!“ „O, Gott, gerich haben Sie auch noch irgendwo einen jahren Vätern? Nicht? Wie schade! Na, vielleicht legen Sie sich noch zu, anädige Frau, würde sich entzückend machen!“ Und ein Gelächter.

Frau Jagow strahlt! Das ist doch Gesellschaft, das ist doch eine allgemeine menschliche, anmutende Sprache! Sie nickt der Professorin einen Blick zu, wie: „Siehst Du wohl! So meinte ich's! Aber der Ehrenast ist gleichfalls umgewandelt, das laute Blauden und Lachen, die allgemeine tiefe Aufregung, das Leben und sich bewegen umgibt hat sie aufgelöst.“

„Nicht wahr, es ist doch auch hier ganz nett? Lei uns, bei San Barbara?“ fragt Frau Jagow mit einem koketten, aufmunternden Blinzeln zu der Professorin, inder sie den Damen die Seite anreißt. „Den Ehrenast natürlich für Sie, liebe, anädige Frau, hier in der Mitte, dem Eingang gegenüber, wenn ich bitten darf. Wir sind Ihnen ja so dankbar, daß Sie unsere Gesellschaft nicht ganz verschmähen Sie, die in Rom gelebt haben, wo es so ganz, ganz anders ist.“

Alle sitzen und plaudern und lächeln und nippen und knabbern jetzt, das Zimmermädchen hat nur einmal einen Hebel gemacht beim Bedienen, hoffentlich hat die Professorin es nicht bemerkt. Aber jetzt — jetzt endlich folgt denn doch die kleine ersehnte, ihre süße Linita, ihr kleiner vogelweichter Est mit den schwarzen Seidenhaaren. Wenn sie jetzt mit ihrem Rosenkranz aufsteht, gerade dem Ehrenast gegenüber — Petrina, rüden Sie den Fruchttaffel ein klein bißchen beiseite, daß der Tisch in den Garten frei ist, — lächelt sie dem Mädchen zu, und dann, noch leiser: „Wo ist denn das Kind?“

„Das Mädchen treibt es nicht, hat die kleine den ganzen Nachmittag nicht gesehen. Sie wird bei der Bonne sein. Natürlich. Aber die hatte doch bestimmte Vorarbeiten für den Nachmittag — lieber Himmel, kann man sich denn auf Niemand mehr verlassen?“

Nur Nachbarin blüht sie verwundert an, sie hat schon wieder erfragt, ob ihr Mann den Neuben noch in diesen Sommer beginne. Frau Jagow wird roth wie ein ertränkter Fisch: „Ach, verzeihen Sie, Liebste, ich bin manchmal so zerstreut jetzt — ich wollte eigentlich etwas ganz anderes sagen — waren Sie in der gemeinlichsten Verleumdung gefahren? Sie auch? Und Sie? Ach, was selber verbinde, erzählen Sie das. Bitte!“ Sie blüht schnell und fragend das Zimmermädchen an, das neben ihr steht und flüstert: „Es wollte nur sauen, drinnen wäre die kleine wart.“

„Was ist das? Sie erschrickt und wendet sich mit einem Blick nach dem Mädchen um. „Die Bonne — rufen Sie die Penne — aber ganz unauffällig!“

Ihr Kerger verwandelt sich in Unruhe. Diese Person! Diese unzufriedene Person! Ein vierjähriges Kind ist doch wohl zu hüben, umso mehr, wenn es so langsam und ausdauernd ist, wie ihre Linita! Selbes, kleines Ding, wo es sich wohl verhält; hat?

Sie blüht von einem Gesicht zum andern: alle sprechen, nippen und knabbern zugleich, und sie verheißt kaum, es ist ihr ganz gleichgültig, was sie sagen, auch die Geschlechter — in Gründe genommen — furchtbar gleichgültig, die Professorin mit dem blaßblonden Titustopf, Frau Schult, ihre Nachbarin, deren kleines Gesicht in der breit einrahmenden Wellenfrisur so nichtig aussieht. — Mein Himmel, da kommt die Bonne, und wirklich ohne das Kind! Jetzt wird pfeiflich schwindlich, sie lächelt ironisch und creißt mechanisch nach dem Tisch. „Ach, Linita, dein Gesichtchen will ich sehen, deine süßen Augen, mein Liebchen; was haben mich diese Fremden hier an? Woan sind sie hier? Sie kitzeln mich ja nur, diez, meine Kleine, zu suchen! Ach ängstliche mich und mich hier sitzen und... Ein toller Schauer läuft ihr über den Rücken. „Suchen Sie das Kind!“ hat sie der Bonne anerkennend, und es reißt sie selber wie mit Armen von dem gleich-

giltigen Gesichts los. Nein, nein, sie dürfen ja nichts merken, was würden sie auch vor ihr denken! Daß sie keine Ordnung im Haus hat, daß sie eine schlechte Mutter ist, oder vielleicht eine schlechte Person! Sie hört ganz fern im Garten die Bonne rufen: „Linita! Linita!“ und ihre Herz rüht mit, nur noch tausendmal unruhiger und seltsamlicher.

„Also der Christbaum für die Armenbesorgung ist beschlossene Sache; man muß jetzt nur sehen, daß es auch die rechten, die würdigen Armen sind, die es bekommen!“

„Gewiß! Gewiß! Das wird jetzt auch Mühe kosten, nicht bloß zu werden. Einmal fand es sich, daß eine ansehnliche verschämte Arme bei der — sae drei Christbesorgungen beschenkt worden war, denken Sie sich, sie und sechs Kinder! Nein, so etwas dürfte entstehen nicht wieder vorkommen.“

Frau Jagow schüttelt den Kopf, entzückt wie die Librarian, aber sie fiest nur so aus; ihr Kopf schütteln ist dem Kinde, das nicht kommt, der Bonne, die nicht zurückkehrt. Sie schließt einen Moment lang die Augen, das wahn-sinnige Zerklaffen ist noch stärker geworden, sie kann nicht mehr zuhören, sie kann nicht mehr diese Gesichter ansehen, sie kann nicht mehr stillsitzen! Wenn der Thee ausgetrunken ist, dann — dann laß' ich's — Frau Schult hat auch Kinder und Frau Reipier; das ist ja Koller, das ist mehr, als ein Mensch ertragen kann, ohne zu weinen.

„Wird die Arme? Sie ist es überhaupt welche?“ fragt abschätzend Frau Reipier und schließt einen Theelöffel voll Vanilleeis in den Mund. „mein Mann sagt, das hat immer seine Gründe, die Armut, wissen Sie; der eine ist feul, der andre ist Tag zur Tag betrunken, der dritte macht jede Woche ein paar mal blau, der vierte hat noch schlimmere Gewohnheiten.“

Frau Reipier leat das weiße Köpfchen zurück und wundert sich: „Ach, Sie meinen, Liebste, daß jeder heraufkommen könnte, wenn er nur wollte?“ Und sie wendet sich schmerzhaft zu dem Ehrenast: „Ehren Sie uns auch Ihre Meinung, verehrteste Frau, oder sind Ihnen unsere gemeinlichigen, unbedeutenden Wertigkeiten — Beförderungen zu verzeihen, uninteressant?“

Die Professorin Reipier hat einige malte, lang ausklingende Wäckerläute. „Gott, ich habe Sie lächelnd, meine Dame, ich habe so lang im Auslande gelebt, mich müssen Sie nicht mitzählen! Na, keine so bei mir: da sitzt nun ein Kreis reizend anmuthiger, junger Frauen und brüht über solche malte, abliegende Dinge! Alle diese Bemerkungen um den vierten Stand, Gott ja, es ist gewiß menschlich und nicht, aber man frant sich doch unwillkürlich: Werden wir nicht förmlich überwert? Betrübend nicht diese Sozialen, oder, wie Sie sagen, gemeinlichigen Interesses alle Interesse für das Höhere? Von sprich in Deutschland nicht mehr über Kunst, man spricht nur noch über's Proletariat. Ueberall sind sie, überall hört man von ihnen, überall machen sie sich breit mit ihrem Glend, mit ihren schwedischen Kindern, mit ihren täglich wachsenden Ansprüchen! Wohin soll das führen? Wenn ich dagegen Kom lebende.“

Frau Jagow blickt — tropfen da nicht kleine Küstliche heran? Ach, es verhält wieder — Linita!

„Nein, wie interessant Sie das ausdrücken, anädige Frau! Das ist gewiß aus einem Buch von Ihrem Mann, nicht wahr? Also in Italien — gibt es da keine Armut?“

„O, wahrlich auch! Aber, du lieber Gott, bei so viel Gist achte! man eßen garnicht auf die Schatten — da lebt man dem Genuß!“

„Ach, so! Sehr interessant!“ „Linita! Linita! Linita!“ Frau Jagow ist aufgeregter und hält lebendiglich, mit fieberhaft allzählenden Augen, in denen Thränen stehen, ein fast noch's Wäpchen in den Armen, das sie festig liebtvoll an sich drückt. Ganz plötzlich hält sie es, die Gatte haben nur einen Satz geäußert, haben ein Klängen's Kinderlachen gehört und sehen nun, verwundert, lachend und erfüllt dem himmlischen Bewußtsein zu. „Ach, die Kleine! Das liebe Enkelchen! Und in Hemden? Kommt zu uns drinnen! Weichen gesprungen, hübe Linita! Hast keine Anna so lang rufen und lachen lassen? Und deine Mama, die sich ge-änstigt hat! — Aber wo ist denn dein Kleibchen, Linita?“

„Alle Damen stehen im Kreis um die junge Frau, die ihr Kindchen wie einen widerwärtigen Schatz an die Brust drückt.“

„Ausdieser und klein Lind der-senkt!“ sagt Linita lustig.

„Dein kleines Kleibchen und dein Kleibchen? Du hast ja nicht mal ein Höschen an, Linita!“

„Ausdieser und klein Mädchen terrenkt! Mama!“

„Und deine Schube und Strümpfen? Mein Gott, das Kind ist ja ber-senkt!“

men, wunderbaren, verheißungsvollen Zukunft — „Die Kinder! Die Kinder!“ murmelt sie mit einem süßen, träumerischen Lächeln, und der Wiederkehr ihres glücklichen Wächelns strahlt von all den Frauenansichtern, die sie ansehen. Auch von dem der Professorin.

Fortunato Michelassi.

Von W. v. Bartels.

Und wenn die brennende Sonne von Florenz laufende von Fortunato bescheitene, wo wäre Finer, der seinen Namen mit mehr Berechtigung trüge, als Fortunato Michelassi, der Weinbändler. Was für ein Mann! Fragt die Straße hinauf und hinunter, Haus bei Haus, wenn Ihr die Beschämung, die ein solches Unternehmen nach sich zöge, nicht scheut, ob das Weingeschäft des Fortunato Michelassi ein gutes sei und ich wette, daß man bei aller Höflichkeit, die man Unwissenden schuldet, keinen Ton der Antwort finden würde für Eure Frage. Man würde die Stirne in Falten ziehen und mit ab-rechrend erbobener rechter Hand, als hätte Ihr einen Kautschuk gegen Fortunato Michelassi im Sinne, würde man Euch mit einem wunderlichen Gemisch von Achtung (vor Fortunato Michelassi) und Mitleid (mit Eurer Unwissenheit natürlich) im höchsten Maße erwidern: „Ehe?“ — Und, ehrlich gesagt, es wäre eine völlig ausreichende Antwort auf eine Frage, die so überflüssig (um nicht zu sagen thöricht) wäre, wie diese.

Da ist das Weingeschäft des Fortunato; natürlich auf der Schattenseite der Straße gelegen, so daß selbst die glühendste Sommer-Sonne nicht anders hineingubringen vermag, als auf einem Linweg von der verbleichenden Kirchwand zurückgeworfen auf das Strahlenpflaster und von hier durch alle die weithausigen dünnhülligen Glasfenster im Fenster an die ge-wölbte Decke. Umständlich genug für die Sonne, sollte Ihr meinen und besonders, wenn man den Erfolg bedenkt, der wirklich gleich Null ist. Denn wenn die Kirchwand und das Strahlenpflaster und der Dreiviertelwein im Schaufenster überunden ist, und die Sonne wie ein blassendes goldenes Wasser an der Decke des Gewölbes zittert und durcheinanderrinnt, so dient sie höchstens zum Schmuck von Fortunato Michelassi's Weinhandlung und läßt den schattigen feinen Raum noch lockender erscheinen, Fortunato zum Vorteil. Und so geht es nicht nur mit der Sonne, sondern mit Menschen und allem, was mit Fortunato Michelassi in Berührung kommt, Alles dient ihm zum Glücke.

Da war sein Vater und da war sein Großvater, die Beide, ihm zum Vorteil, ein paar sparame vorrichtige Leute gewesen waren und auf nichts Anderes gedacht hatten, als ihrem Fortunato ein schlaggründetes Geschäft mit einer reichlichen und gewissenhaften Kundschaf zu hinterlassen. Einzig und allein zu diesem Zwecke schienen sie auf die Welt gekommen zu sein. Und vorzüglich, wie sie Beide waren, legten sie sich erst hin und starben, als Fortunato über die Jahre hinausgewachsen war, in dem man Dummbühnen macht und als sie meinten, daß das Weingeschäft und Fortunato und die gute Stadt Florenz auf einem guten Weg seien.

So war Fortunato Michelassi allein geblieben, ohne seinen Vater und Großvater, und er hatte nun für sich selber nachdenken müssen und für das Weingeschäft und die Kundschaf und alles Vieles. Und er hatte es sehr gut gemacht.

Seine dünner schwarzen Haare waren gar unter der anstrengenden Arbeit noch weniger geworden, seine magere Gestalt ein klein wenig vorüber gebeugt unter der Last des Reichthums, der ihm zuströmte; nur sein gutmüthiges, etwas weltes Antlitz, das in Form und Ausdruck wie ein altgewordenes Kindergeicht ausah, ward dasselbe geblieben. Und das war sein Wunder, da das Glück ihm so treulich zur Seite stand, daß Sorgen und Nöthigkeiten schon von Weitem flüchteten vor diesem Fortunato. Selbst die Nachbarn, eine Klasse von Menschen, die das Unglück, das noch nicht über Jemanden hereinabgedrohen ist, mit einer gewissen Liebessüchtigen Sicherheit für die nächste Zeit vorauslag, sie hatten jede Spur von prophetischen Annahmungen verloren und warteten nur mit haunender Bewunderung auf das nächste große Glück, das diesem Fortunato zu Theil werden würde.

Und da war es eines Tages. Es hieß Griselda und war so schön, daß die Männer der ganzen Straße an dem Tage, wo Fortunato Michelassi es als sein Weib in sein Haus führte, einen kleinen Rappell bekamen; und zwar vom Bäckerjungen bis zum ältesten Bettler auf den Stufen der Kirche, die dem Weingeschäft gegenüber liegt. Damit aber nicht genug; diese Griselda war auch so tugendhaft, daß die Frauen der ganzen Stadt nur mit frommem Augenausschlag von ihr sagten: „una Madonna Santa!“ Und das war eigentlich schwerer wiegen, als die Begeisterung der Männer. Aber noch etwas, als ob das Andre noch nicht genug sei: mit Griselda kam auch Schönheit und Jugend abermals Reichthum zu Fortunato Michelassi, denn sie hatte einen netten Bändel mit Strohhüten, den sie ihm zubradte und der sie so reichlich ernährt hatte — oh, so reichlich!

Sie hatte auch Geld erspart, wieviel,

das wußte sie nicht so ganz sicher, da sie wirklich Anderes im Kopfe hatte, als so etwas; aber das war ja gleichgültig für einen Mann wie Fortunato Michelassi, der nicht auf Geld und Gut zu schauen brauchte, wenn er sich ver-triebtete.

Es war nur wegen der Vorsicht, die ihm von Vater und Großvater her im Blute fiedte, daß er danach fragte, denn: „eine schöne Frau ist gut, eine tugendhafte ist besser, aber die Weisheit ist eine Sparame“ hatten ihm die alten Herren gesagt. Und danach that er.

Lehr eine kleine Zeit nach der Hochzeit kam es dem Fortunato so vor, als wenn der Handel mit Strohhüten doch nicht ganz so einträglich sei, als er vermuthet hatte, ein Bißchen ungenau, so im Ganzen genommen. Affektirte Zettelchen kamen von den Fabriken, worin behauptet wurde, Griselda habe diesen und jenen Pöbel gar nicht bezahlt. Fortunato war ein wenig unglücklich darüber, denn er war so eta genau in Geschäftssachen und er sagte zu Griselda, sie solle dem ersparten Gelde nehmen und erst einmal Ordnung in den Strohhütendhandel bringen.

Ja, er hatte wirklich nicht daran gedacht, was für eine Heilige er zum Weibe genommen, dieser glückliche Fortunato! Hatte sie doch das ganze Ersparte am Tage vor der Hochzeit ihrem armen Bruder geschickt, damit der Gute doch auch ein wenig vom Glücke theile. Wirklich: „una Madonna Santa“, diese Griselda! Und daß sie das Geschäft nicht geführt hatte, wie ein Mann — wer wollte sie schelten, da sie als Weib zur Welt gekommen? Es war so einfach!

Nun tauchten sie, Bisber war Griselda jeden Morgen zu den Strohhüten gegangen und Fortunato dem Wein geblieben; nun ging Fortunato zu den Strohhüten und Griselda hütelte den Dreiviertel.

Und ob es nicht abermals zum Vorteil für diesen Fortunato ausschlug, daß sie es so machte? Es wäre geradezu eine Tollheit gewesen, es aufzugeben! Unter Fortunato's Fingern wandelten sich die Strohhüte in eine hübsche solide Geldbülle und unter Griselda's schwarzen Augen wurde der Dreiviertelwein zu einem wirklichen goldenen Strom.

Was für Glücke, vom frühen Morgen, von den Blumenbauern und Gelftreibern angefangen, bis zum Abend, zu den Zeltungsausrufern! Was für Glücke! Wann immer auch das goldene Sonnenlicht an der Decke spielte, immer fiel der Schein auf eine Reihe von jungen Männern, die die beiden Tische an der Wand und den Schattlich belagerten und die nur ungenas das schatige Gewölbe verließen und niemals kam es vor, daß nur einer allein zurückblieb.

Wer hätte denken können, daß die gute hübsche Frau einen solchen Durch einflüsse! Und wenn zum Vorteil! Dem Fortunato natürlich!

Wenn Griselda nicht eine solche Heilige gewesen wäre, so hätte man auf die Idee kommen können, zu sagen, daß sie ein klein wenig den Anlaß gab, aus der stillen kleinen Straße ein Gasse von Trunkenbolden zu machen. Aber wer sollte auf so etwas verfallen, der sie einmal hinter dem Schattlich gesehen, mit dem goldenen tanzenden Schein aus den weiten Flächen über ihrem Gesicht und auf dem nach-schwarzen Haar und mit den langwimperigen Augenlidern, stets gesenkt!

Die braunen kammenden Augenreihen lag nur Jener, der jögend nach einem oder mehreren Bechern von Dreiviertel zur Thüre ging und das war sicher, daß er umkehrte und weiter-trank.

Aber das war nicht Griselda's Schuld. Verzeihe nicht! War es nicht natürlich, daß sie ein Gasse, der fortging, nachblidete? Was konnte sie dafür, wenn er lieber in dem schattigen Gewölbe sein wollte, als draußen in der handigen Sonnenluft? Und am Ende: es war dem Fortunato Michelassi ja zum Vorteil, ohne daß er die geringste Mühe davon gehabt hätte, nicht die allergünstigste! Denn jetzt lag, wenn seine sönale, gebeugte Gestalt die Thüre verunkelte, Abend für Abend, dann flogen die Gatte davon, die die Spazieren zum Vortheil natürlich, dem glücklichen Fortunato, um seines hartes Friebein nicht zu fürren.

Gab es überhaupt auf der Welt etwas, das nicht zu seinem Vorteil aus-geschlagen wäre? Es gab nichts, sage ich Euch! Warum nur, trotz alle diesem, wurde Fortunato Michelassi magger und aelber, von Tag zu Tage; warum nur, trotz alle diesem, wurde sein fort-geltes Kindergeicht voller Falten und Runzeln und seine dünnen Haare grau? Und warum, in aller Welt, haf-teten seine guten braunen Augen mit solchem wunderlichen Gemisch von Miß-trauen und Furcht auf dem jungen Badergestellen gegenüber?

Wenn ich es wüßte, du glücklicher Fortunato, wenn ich es wüßte!

Die Rose von Hildesheim.

Von W. Rapppe.

Am Schatten alter Bäume, umgeben von weiblicher Stille, bietet sich die hübsche Kullushütte der alten Bischofsstadt Hildesheim, der ehrwürdige Dom, den Blicken des Lesers dar. Einem noch weiblicheren Eindruck aber empfängt man, wenn man sich vom Dom in den Kreuzgang begibt, und aus ihm auf den St. Annenfriedhof heraustritt. Weit hinein in sein Grün wagt der Chor des Temes, an dem sich der tau-

sendjährige Rosenstock, die Bräutlichkeit Hildesheims, emporragt. Dem Chore gegenüber, inmitten des Friedhofes, erhebt sich die kleine neißliche St. Annenkapelle. Am Fuß des Chores und längs des Kreuzganges stehen die Gräber der Domherren, die hier ihre letzte Ruhe-stätte fanden. Dieser Friede lagert über den von der Außenwelt abnähig abge-schlossenen Raum. Und etwas von dem weichen Frieden strömt auch auf dem Besucher dieser Stätte über. Denn hier ist nichts zu hören von dem Lärm und Getöse der Welt, ihrem Hasten und Jagen. In diesem Gottesfrieden schweigen die Leidenschaften und Wünsche, die sonst das Menschenherz zu be-zegen pflegen, und werden einer unge-taunten, wohl aber oft erlebten inne-ren Ruhe. Es ist, als ob hier der Ge-danke des alten Weisheitspruches: „Da-pacem, domine, in diebus nostris“ (Gib uns Frieden, Herr, in unseren Tagen) zur Wirklichkeit geworden wäre.

Dasjenige aber, was die meisten Besucher auf den St. Annenfriedhof führt, ist der tausendjährige Rosenstock. Die Legende erzählt über seine Auffindung, und die an diese sich anschließende Gründung einer Muttergotteskapelle folgenden:

Kaiser Ludwigo der Fromme, Sohn Karls des Großen, jagte einst mitten im Winter in den weiten Wäldern der Gegend um Hildesheim. Hierbei verlor er ein Muttergottesbild, welches er am Halse trug und sehr hoch schätzte. Als er, nach Ehe, dem damaligen Bischof, zurückkehrte, den Verlust bemerkt, befohl er seinen Jägern, gleich am nächsten Morgen aufzubrechen, und den Theil des Waldes, in dem er jagt war, nach dem Bilde abzufuchen. In aller Frühe des kommenden Tages begaben sich Ludwigo's Jäger in den Wald, konnten aber trotz ansehnlichen Suchens lanoe nichts finden. Schon glau-bend, daß sie es so machen? Es wäre geradezu eine Tollheit gewesen, es aufzugeben! Unter Fortunato's Fingern wandelten sich die Strohhüte in eine hübsche solide Geldbülle und unter Griselda's schwarzen Augen wurde der Dreiviertelwein zu einem wirklichen goldenen Strom.

Was für Glücke, vom frühen Morgen, von den Blumenbauern und Gelftreibern angefangen, bis zum Abend, zu den Zeltungsausrufern! Was für Glücke! Wann immer auch das goldene Sonnenlicht an der Decke spielte, immer fiel der Schein auf eine Reihe von jungen Männern, die die beiden Tische an der Wand und den Schattlich belagerten und die nur ungenas das schatige Gewölbe verließen und niemals kam es vor, daß nur einer allein zurückblieb.

Wer hätte denken können, daß die gute hübsche Frau einen solchen Durch einflüsse! Und wenn zum Vorteil! Dem Fortunato natürlich!

Wenn Griselda nicht eine solche Heilige gewesen wäre, so hätte man auf die Idee kommen können, zu sagen, daß sie ein klein wenig den Anlaß gab, aus der stillen kleinen Straße ein Gasse von Trunkenbolden zu machen. Aber wer sollte auf so etwas verfallen, der sie einmal hinter dem Schattlich gesehen, mit dem goldenen tanzenden Schein aus den weiten Flächen über ihrem Gesicht und auf dem nach-schwarzen Haar und mit den langwimperigen Augenlidern, stets gesenkt!

Die braunen kammenden Augenreihen lag nur Jener, der jögend nach einem oder mehreren Bechern von Dreiviertel zur Thüre ging und das war sicher, daß er umkehrte und weiter-trank.

Aber das war nicht Griselda's Schuld. Verzeihe nicht! War es nicht natürlich, daß sie ein Gasse, der fortging, nachblidete? Was konnte sie dafür, wenn er lieber in dem schattigen Gewölbe sein wollte, als draußen in der handigen Sonnenluft? Und am Ende: es war dem Fortunato Michelassi ja zum Vorteil, ohne daß er die geringste Mühe davon gehabt hätte, nicht die allergünstigste! Denn jetzt lag, wenn seine sönale, gebeugte Gestalt die Thüre verunkelte, Abend für Abend, dann flogen die Gatte davon, die die Spazieren zum Vortheil natürlich, dem glücklichen Fortunato, um seines hartes Friebein nicht zu fürren.

Gab es überhaupt auf der Welt etwas, das nicht zu seinem Vorteil aus-geschlagen wäre? Es gab nichts, sage ich Euch! Warum nur, trotz alle diesem, wurde Fortunato Michelassi magger und aelber, von Tag zu Tage; warum nur, trotz alle diesem, wurde sein fort-geltes Kindergeicht voller Falten und Runzeln und seine dünnen Haare grau? Und warum, in aller Welt, haf-teten seine guten braunen Augen mit solchem wunderlichen Gemisch von Miß-trauen und Furcht auf dem jungen Badergestellen gegenüber?

Wenn ich es wüßte, du glücklicher Fortunato, wenn ich es wüßte!

Nun der heutige Rosenstock wirk-lich der tausendjährige, von dem die Sage erzählt? Eine einachende Beant-wortung dieser Frage acht über den Rahmen dieses kleinen Aufsatzes hinaus. Wir verweisen aber auf die Mo-nographie von Gerhard Schrader: Der in welcher der Verfasser den Rosenstock für den tausendjährigen Rosenstock hält, ob sich zwar ein direkter, aber Urkunden bezeugender Beweis für das Alter des Rosenstockes nicht aufstellen lassen. „Andererseits aber finde ich in der Baugeschichte der Ludwigo'skapelle, der späteren Domkrypta, sowie des Domes selbst kein Moment, welches die Fortexistenz des Rosenstockes unwahrscheinlich macht. Gerade so finde ich auch der Zeit-befund, wie ihn die in der neuesten Zeit an dem Rosenstock vorgenommene Unter-suchung aufgefunden hat, ohne Schwie-rigkeiten mit dem Vorhanden in der Bau-geschichte des Domes vereinigen. Wel-des spricht also einflüßig für die alt-Hildesheimer Tradition.“

Nimmt man nun auch das dem Rosenstock zugeschriebene Alter für richtig an, so ist doch dabei eine Einschränkung zu machen. Das hohe Alter kommt nur dem Wurzelstamm zu, von dem Trieben kommt der Ast aus dem Jahre 1788, in dem vorangehenden strengen Winter vor der Rosen-heck bis an die Wurzel erstarrt.

Damit nehmen wir Abschied von dem tausendjährigen Rosenstock mit dem Wunsche, daß seine Lebenskraft noch fernerk in erhalten bleibe, so daß es noch späteren Geschlechtern verbleibt, die seltsame Rose von Hildesheim zu schauen.

— Wesentlich Fortschritt. U. (auf einer musikalischen Seite): „... Hat der Klaviervirtuose in seiner Kunst eigentlich Fortschritt gemacht?“ U. „Beobachten; jetzt kann er schon mit spielen — aufsteuern.“